

# Der Schrecken eines Lebens ohne Rechte

ZKM Karlsruhe zeigte den ersten Spielfilm aus Afghanistan nach Ende des Taliban-Regimes

Mit Geschichten von Mädchen oder jungen Frauen, die entgegen festgelegter Verhaltensmuster in „männliche“ Rollen schlüpfen, wird im Kino gerne Unterhaltung und Aufklärungsbestreben verbunden. Auf bitterernste und um so aufwühlendere Weise behandelt Siddiq Barmaks Film „Osama“ einen solchen Vorgang. Der erste Spielfilm, der in Afghanistan nach der Taliban-Herrschaft gedreht wurde, war nun im Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientechnologie (ZKM) zu sehen – noch bevor er am morgigen Freitag das Berliner Filmfestival „Kabul/Teheran 1979 ff.“ eröffnet.

Der unter schwierigsten Bedingungen gedrehte Streifen wurde beim Festival in Cannes mit der besonderen Erwähnung der Jury ausgezeichnet und soll ab 15. Januar 2004 regulär in deutschen Kinos laufen. Im fast voll besetzten Medientheater gab es auch Gelegenheit zur Diskussion mit dem 41-jährigen Filmemacher, der 1996 ins Exil gegangen war, sich den Truppen um Massoud angeschlossen und die Kämpfe mit der Videokamera begleitet hatte.

Der Film „Osama“ klammert politische Entwicklungen und Zusammenhänge weitgehend aus und konzentriert sich darauf, am Schicksal eines zwölfjährigen Mädchens zu zeigen, wel-

che Auswirkungen die radikalen Regeln des Taliban-Regimes auf das Alltagsleben konkret der Frauen hatten. Dabei verzichtet der Film auf jegliche Melodramatik – aber konsequent auch auf jeden Hoffnungsschimmer. Dass hier einem zwölfjährigen Mädchen die Haare geschoren werden, um es als Junge zu tarnen, soll zunächst einmal der verwitweten Mutter die Arbeit als Krankenschwester ermöglichen, da Frauen ohne männliche Begleitung nicht auf die Straße dürfen. Dann muss das Mädchen selbst Arbeit suchen, wird mit den anderen Jungen zur Koranschule gebracht, versucht dort unter dem Namen Osama vergeblich, seine Tarnung zu wahren und wird vor einem zu erahnenden Todesurteil nur dadurch bewahrt, dass es zur Ehe mit einem alten Mullah verurteilt wird, in dessen Haus es schon mehrere verzweifelte Frauen antrifft.

Mit kargen, aber präzise eingesetzten Mitteln macht Barmaks Film den puren Schrecken eines Lebens ohne Rechte spürbar. So zeigt etwa der lange Heimweg des Mädchens nach dem ersten Arbeitstag nichts außer leeren Gassen und verfallenden Mauern, doch das immer ängstlich rückwärts gewendete Gesicht prägt sich dem Zuschauer unauslöschlich ein. Im

Presseheft zum Film berichtet Barmak, dass er die Hauptdarstellerin Marina Golbahari kennen lernte, als sie ihn auf der Straße um Almosen bat und ihm sofort die große Traurigkeit in ihren Augen auffiel.

Auch sonst sind durchweg Laiendarsteller beteiligt – darunter laut Barmak auch ein Taliban, der durch die Mitarbeit seine Fehler korrigieren möchte. Ohnehin betonte der Regisseur beim Gespräch im ZKM, dass es ihm nicht um Schuldzuweisung ginge und erst recht nicht darum, einzelne Bevölkerungsgruppen oder Volksstämme zu diskriminieren. Daher habe er dem Film auch das Nelson-Mandela-Zitat „Ich kann nicht vergessen, aber ich kann vergeben“ vorangestellt. „Es geht um die Darstellung der Wahrheit“, so Barmak, „und darum, Bilder aus dem Land selbst zu zeigen.“

Und zwar nicht nur im Ausland, sondern auch in Afghanistan selbst. Bei einer Analphabetenquote von 71 Prozent gelten Filme als wichtiges Medium: „Kino ist eine Sprache, mit der man seine Ideen Millionen von Menschen mitteilen kann“, so Barmak. Wenn Filme denn produziert werden können. Seit der Gründung der staatlichen Produktionsfirma im Jahr 1947 ist „Osama“ erst der 43. afghanische Film. ja



**RISKANTE RADFAHRT:** Vom gefährlichen Alltag als Frau im Afghanistan unter der Herrschaft der Taliban erzählt der Spielfilm „Osama“, der jetzt im ZKM gezeigt wurde. Foto: Delphi Filmverleih